

Fremdenindustrie und Gesittung

Autor(en): **Baur, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **6 (1910)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749518>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FREMDENINGDUSTRIE UND GESITTUNG

Wie Starenflüge lassen sich in diesen Monaten die Scharen der Fremden auf unser Land nieder; wie Starenflüge verschwinden sie. Vom Lande bleiben den meisten köstliche Erinnerungen; vom Volke nicht. Wer die Beobachtung durch Phantasie niederzuhalten verteidigt, dem reicht es zu einer Wilhelm Tell-Illusion; die andern wissen nur noch vom unerschütterlich verbindlichen Gastwirtsgrinsen, vom trinkgeldhungrigen Blick der Kellner und vom ersterbenden Knix der Souvenirhändler. Wir sind diesen Fremden das Volk, das stets bereit ist, die Schönheit seines Landes um raschen Gewinn zu mindern und das den Gründern seiner Kraft für nichts so sehr dankt, als für die weise Voraussicht, den ersten Bund zu Anfang August, mitten in künftiger Fremdensaison geschlossen zu haben.

Ist bei unsern Gästen kein Wille, ein eigenartiges Volk im Kern seiner Gesittung kennen zu lernen? Bei uns kein Wille, Kulturmenschen an der Stelle von gleichgültigen Cookreisenden zu empfangen?

* * *

Vor Monatsfrist habe ich die Kunstaussstellung in Interlaken besucht und mich recht herzlich gefreut, wie man es dort verstanden hat, die besten Kräfte schweizerischer Kunst in ihren reichen Erscheinungsformen ins Licht zu setzen, unter dem Rahmen von Werken der ersten Künstler Europas. Ein überaus beachtenswerter Versuch, zu zeigen, dass unsere Kultur so sehr einer genauen Kenntnis wert ist wie unser Land.

Doch ist er vereinzelt, sehr vereinzelt. Was soll man ihm zur Seite stellen? Die Zahl der Gasthäuser, die in architektonisch würdiger Form erstellt worden sind, erreicht das halbe Dutzend noch nicht. Und die Schauspiele, die man den Fremden bietet, vermögen nur eine staunende Sensationslust zu befriedigen, nicht das Bedürfnis nach einer Kunst, die ein Ausdruck der Gesittung eines Volkes wäre.

* * *

Gerade in Interlaken liegt neben dem einen lichten Punkt viel schwerer Schatten. Schon ein Blick auf die Auslagen der Kaufläden erschließt schmerzhaftes Erkenntnis über die Voraussetzungen, die man, sei es nach eigenem Geschmack, sei es nach gründlicher Erfahrung, bei den Fremden macht.

Am häufigsten sieht man die „weltberühmten“ Brienzer Schnitzereien als Erzeugnisse schweizerischer Volkskunst. Immer wieder derselbe Bär, dem keiner einen Ausdruck zu geben vermag. Weder Kraft noch Wildheit ist ihm eigen, und der drollige Humor, der ihm nachgerühmt wird, liegt höchstens im Unvermögen seiner Erzeuger. Dass in der Form nach irgend einer Schönheit gesucht würde, wird keiner zu behaupten wagen. Unter allen Tierskulpturen von der grauesten Vorzeit bis auf unsere Tage weiß ich nichts Traurigeres, nichts nach so öder Schablone Geschaffenes als diese Bären, die gleichweit von einer geschickten Nachahmung der Natur und einem kräftigen, heraldischen Stil entfernt sind. Kein Negerstamm, der nicht Besseres hervorbrächte. (Höchstens eine Skulptur von Reymond, die gegenwärtig im Kunsthaus Zürich zu sehen ist, da sie die Jury, die Götter mögen wissen aus welchen Gründen, nicht aus der nationalen Kunstausstellung hinausgeworfen hat, kann mit dieser kunstlosesten aller Künste in Wettbewerb treten.)

Das abenteuerlichste ist aber doch die gewerbliche Verwendung. Eine Sitzgelegenheit wird dadurch erstellt, dass zwei Bären in ihren dummen Pfoten ein Brett halten; ein Tisch dadurch, dass einer plump sitzend eine Säule umfasst. Dazu kommt weiteres unpraktikables Mobiliar mit Ebenholz und Elfenbeineinlagen und zerbrechlichen Schnitzereien, die sich schmerzhaft dem Rücken einprägen müssen. Lauter Gegenstände ohne Aufbau und Verhältnis, ohne jeden vernünftigen Grundsatz. Wie die nichtssagenden Salonskulpturen mit ihrer phrasenhaften Gebärde, die unserm Volk jenes Komödiantentum zuschreiben, das uns an den Tirolern unausstehlich ist.

Ob wohl einer der Fremden auf den Gedanken kommt, das sei Volkskunst? Und die Schweizer hätten sich dazumal oder heute so eingerichtet? — Entdecken sie aber, dass es sich um eine Spekulation nicht auf ihre gediegensten Eigenschaften handelt, so müssen sie es von sich weisen, solche Gegenstände zu kaufen.

Dass denn auch das Brienzer Schnitzereigewerbe dem Untergang geweiht ist, wenn es sich nicht praktischen und künstlerischen Forderungen anzupassen versteht, das beweisen seine Hungerlöhne, die bei Gelegenheit der Heimarbeitsausstellung des letzten Jahres aufgedeckt wurden.

* * *

Kunsthandlungen sind nicht selten in Fremdenorten, wo Ansichten der Jungfrau und anderer gassenhauerlich popularisierter Berge feilgeboten werden. Alles in banalster Hässlichkeit, alles hart und luftlos, ohne Struktur von Felsen und Gletschern. Ich kann mir nicht denken, was für Leute es in der Schamlosigkeit so weit gebracht haben, dass sie so etwas in ihrer Stube aufhängen, nur um ein „Ölgemälde“ zu besitzen. Denn wer nur einmal in seinem Leben ein Kunstwerk mit Empfindungen und Gedanken betrachtet hat, muss doch sofort einsehen, dass er hier vor etwas ganz anderem steht. Und dabei geht das Geschäft; die Bilder werden besser bezahlt als gute Werke vielversprechender junger Künstler.

Auch vor den Buchhandlungen bleibt man sinnend stehen. Da sind so schlechte französische Romane zu sehen, wie man sie in Paris nicht darzubieten wagt; daneben plattmoralische englische und amerikanische Magazines und seichte, „schön“ illustrierte deutsche Familienzeitschriften. Gute Bücher, gute Zeitschriften sind kaum zu finden. Gar nicht daran zu denken, dass man dem Fremden, der sich für die Kultur des Volkes interessierte, echte schweizerische Literatur verschaffte. Damit meine ich nicht jene Werke, die sich zur wirklichen Kunst des Wortes verhalten wie die „sculpture suisse“ zur kunstreichen Bildnerei. Und warum sieht man zum Beispiel nirgends „Das Bürgerhaus in der Schweiz“, das Hermann Hesse einmal im *März* als vernünftigstes „Souvenir“ für den Schweizerreisenden empfohlen hat?

Schweigen will ich von den kleinen, billigen und immer noch zu teuren Gegenständen, die man zu ewigem Angedenken verkauft. Sie vervollständigen das Bild eines Handels mit so minderwertiger Ware, dass man sich ihn nur durch die tiefste gegenseitige Verachtung von Verkäufern und Käufern erklären kann,

die ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben miteinander in Verkehr stehen.

* * *

Als Sammelpunkt dienen Kurhaus und Kurpark, als Sammelpunkt auch des Ungeschmacks. Das Kurhaus, nicht ungeschickt in der Anlage, ist im Spielhöllenspieler der Riviera gestaltet, den man in ein schlechtes Berndeutsch übersetzt hat. Als Prunkstück des Parks hat man ein Gartenbeet zur mächtigen Uhr geformt, die richtig (!) geht. Darum herum ein paar neckische Tonzwerge. Was für andere Gefühle als ein glotziges Staunen hofft man wohl damit auszulösen? Gegenüber ein in Bronze gegossener eleganter Bergführer, der höflich knixend und lächelnd das Gletscherseil in ein Blumenbeet hängen lässt. In der Nähe eine mit Ölfarbe gestrichene Venus von Milo. . .

* * *

Doch will ich nicht den Schein erwecken, es sei in Interlaken schlimmer als an andern Fremdenorten. Erkenne ich doch gern an, dass sich gerade hier der Wille zum Bessern zeigt. Aber es sind noch viele Schritte auf dem guten Wege zu machen, der die Fremdenindustrie, die wir ja nicht entbehren können, allein zu einem Erwerbszweig gestalten vermöchte, an dem wir ungetrübte Freude haben können.

Dahin muss unser Streben gehen, dass der Fremdling, der in unsern Mauern weilt, unser Bestes erkenne und würdige: unsere Gesittung, die in der Kunst im weitesten Sinn des Wortes ihren wahren Ausdruck findet. Und dabei heißt es, Würde zeigen und nichts tun, was unserer ausgereiften Überzeugung widerspricht. Höhere und überzeugendere Schönheit werden wir so schaffen, als wenn wir lügen und protzen.

Und unser Lohn wird sein, dass wir nicht jene „gute“ Gesellschaft heranziehen, die die Wiege des schlechten Geschmacks ist, sondern Kulturmenschen, die wir schätzen und die uns achten können. Wenn wir dann ein innerliches Verhältnis zu ihnen finden, wird das nach keiner Seite unser Schaden sein.

ZÜRICH

Dr. ALBERT BAUR

